

**Fürst Clemens von Metternich und sein Zeitalter.** Eine geschichtlich-biographische Darstellung von Dr. W. Binder. Ludwigsburg, bei Naft. 1836.

Man kann diese Schrift eine Recapitulation der Geschichte unserer Tage unter diplomatischem Gesichtspunkt nennen, und in der That vereinigt sie Alles in sich, was einer solchen angehören würde. Das Leben des großen Staatsmannes, dem dieß Werk gewidmet ist, erscheint in dem Maße öffentlich, daß sich seit dem Congreß von Raftadt, dem er in seinem 28ten Jahre bewohnte, kein politisches Ereigniß auffinden läßt, in dem Fürst Metternich's Wirksamkeit nicht irgendwo nachweisbar wäre. Die Weisheit und die Charaktereinheit und die überlegene Einsicht des seltenen Mannes, dessen Lebensschilderung wir hier empfangen, hat den Verf. mit einer erlaubten Begeisterung erfüllt, und wiewohl diese bei geschichtlichen Gemälden nicht ohne Gefahr ist, so erblicken wir doch durchaus keine historische Verfärbung in diesem Bilde. Vielmehr springt aus demselben deutlich hervor, was sich keinem Einsichtigen, ja keinem Unbefangenen überall verbergen kann, daß das ganze Leben Fürst Metternich's der Verwirklichung eines klar erkannten Systems, dessen heilbringende Weisheit eine spätere Zeit zu würdigen wissen wird, gewidmet ist; daß er in der Ueberzeugung, in der Durchdrungenheit von der Wichtigkeit dieses leitenden Princip's nie gewankt hat, und daß er, wie es allmählig zur allgemeinen Anerkennung durchdringen wird, immer höheren Ruhm davontragen werde. Dieß System ist die Bekämpfung des falschen französischen Liberalismus, des falschen un deutschen Constitutionalismus, an dessen Stelle der deutsche Gedanke Landständischer Verfassungen zu setzen ist. In der äußeren Politik hat Fürst Metternich nur das bekämpft, und wird es stets bekämpfen, was als eine Frucht jenes falschen Liberalismus sich ankündigt, und dieß ist Inhalt, Regel und Kern seiner Staatsweisheit.

So zeigt ihn uns dieß Buch, das in der Darstellung Manches zu wünschen übrig läßt, in der Materie aber uns volle Befriedigung giebt. Mit vorzüglichem Interesse haben uns besonders die Particen angesprochen, welche die Friedensverhandlungen zu Prag (1813) und den Congreß

zu Chatillon darstellen. Hier erhebt sich der Verf. bis zur Höhe der pragmatischen Geschichtsschreibung; wir sehen den Ernst in ihm, wie wir theilnehmend die vergeblichen Mühen erkennen, welche Fürst Metternich an die Errichtung eines haltbaren Friedens, den man anderer Seits nicht wollte, rastlos verschwendete.

Es ist hier nicht der Ort, in eine tiefere Würdigung dieser willkommenen Schrift näher einzugehen; doch wenn, wie gesagt, auch erst die nächste Zeit vollkommen berufen seyn wird, ein Verdict über Fürst Metternich's historische Wirksamkeit auszusprechen, so kann doch schon die Gegenwart erkennen, daß Er es vor Allen ist, der uns in ernster Mahnung zuruft: *Discite justitiam moniti!*

**Die Halbschwester.** Trauerspiel in 5 Akten. Von F. D. Hoffmann. Leipzig, bei Lauffer. 1835.

Der Tragödien-Styl, in welchem „die Schuld“ Vorbild wurde, ist bereits nach zwanzig Jahren dergestalt verbraucht und abgenutzt, daß in ihm weder Ruhm noch Erfolg mehr zu erwarten steht. Nichts destoweniger erscheinen von Zeit zu Zeit noch immer Wiederholungen dieser Gattung, sey es in formeller oder in materieller Nachahmung. Die vorliegende Tragödie gehört zu den zuletzt genannten. Das Stück gehört in mehr als einer Beziehung zu den guten; die Erfindung ist, den unnöthig düstern Ausgang abgerechnet, der durch keine Nothwendigkeit bedingt wird, reich und geschickt, die Charaktere sind scharf und individuell genug gezeichnet, der Dialog ist lebhaft und Vers und Sprache sind loblich; mit einem Wort, es enthält alle Elemente zu einem guten Schauspiel. Von dem Augenblicke an, wo der Verf. eine Tragödie daraus zu bilden beabsichtigte, kam der Fehler in seine Arbeit; denn im Plane des Ganzen ist nichts anzutreffen, was nicht eine freundliche Lösung der Verwicklung zugelassen hätte. Die tragische Nothwendigkeit fehlt.

Im Uebrigen zeigt der Verfasser einen gebildeten, des poetischen Schaffens fähigen Geist. In der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, zwischen dem Grafen und Emilie, Eautitio und der Gräfin, dem armen Filippo und dieser,

dem Markese und jener, giebt sich eine große Leichtigkeit der Erfindung zu erkennen. Die lyrischen Stellen am Schlusse sind nicht ohne Wirkung und der Dialog selbst verkündet Uebung und Gewandtheit. Folgende Probe zeugt offenkundig von Talent:

Graf.

Du kannst noch scherzen; ach, ich kann es nicht!

Emilie.

Das soll uns Frauen nun gegeben seyn.

Da uns die Kraft gebricht, mit starkem Muth

Dem Schicksal zu begegnen, müssen wir

. . . mit sanfter Bitte

Mit Blumenkränzen ihm entgegenkommen.

. . . Der Mann gedenkt

Und hält an der Erinn'ung fest und schützt

Sie, wie ein Krieger seine Fahne schützt.

Wir dürfen nicht so eigensinnig halten,

Was uns die Zeiten rauben.

. . . Uns schmückt die stille Hoffnung,

Die hinter jeder Wolke einen Himmel

Sieht, nach dem Winter auf den Frühling wartet . . .

Und, was entstehen, was vergehen mag,

Nie von der Liebe läßt.

Die Wirksamkeit der Situationen ist geringer als die des rhetorischen Elements, in dem uns des Verfassers Stärke besonders zu beruhen scheint. Jeden Falls erregt dieß Stück Erwartungen, die er zu erfüllen eilen möge; denn die poetische Blüthe, zu der wohl jede Seele im Leben sich einmal zu entfalten ringt, ist bald verwelkt, wenn ihr Pflege, Sonnenschein und des Himmels Thau ermangelt.

Meine Winterabende, oder buntfarbige Erzählungen des Ernstes und der Laune u. s. w. Von Ch. Joh. Oldendorp. Ronneburg, bei F. Weber. 1835.

Wenn der Verf. uns in einer mehr vertraulichen als eleganten Vorrede nicht selbst darüber belehrte, daß er ein „Sechziger“ wäre, so würden wir diese Schrift für das Produkt eines zwischen dem Gymnasium und der Hochschule schwebenden Trienniums-Candidaten gehalten haben, weil uns Lebensansicht und Welt Erfahrung, wie sie hier niedergelegt ist, am meisten auf diese amphibische Lebensstellung etwa zu passen schien. Jetzt modificirt sich dieß Urtheil nun allerdings dahin, daß der Verf. etwa ein bejahrter Schulmann sey, der, trotz der in der Vorrede aufgezählten Lebens Erfahrungen, zu einer eigentlichen Lebens-

kenntniß außerhalb der Pforten seiner Anstalt nie gelangt ist, und freilich nur ein sehr unklares, durch die Spinnengewebe seiner Schulstubenfenster undeutlich gewordenes Bild des Lebens zu seiner Verfügung hat. Eben so liegt denn auch seine Sprache noch in den Banden der Achtziger des vorigen Jahrhunderts gefangen, und läßt damit, selbst da, wo die Erfindung nicht ganz verunglückt erscheint, eine eigentliche Freude an dem Vorgetragenen gar nicht aufkommen.

Die meisten dieser „Winterabende“ sind daher auch ganz so langweilig und reizlos, wie lange, einsame Winterabende dieß zu seyn ein Recht haben, und würdig wird das Ganze durch eine Sammlung von Anekdotes zur Lebensgeschichte des 1833 in Schulpforta verstorbenen Kalesactors, Nachwächters und Todtengräbers F. P. König beschlossen. Dergleichen Druckmatulatur gehört gar nicht in das Gebiet der Literatur, wenn auch die Schilderung des alten närrischen Klempnermeisters Kunad für manchen älteren Bewohner Dresdens ganz anziehend seyn möchte. Die Erzählungen selbst tragen den Charakter von Bademecums-Geschichten an sich.

Alteutsche Schauspiele. Ihrer Schönheit wegen für die Bühne unserer Zeit bearbeitet von Carl Halling. Erstes Bändchen. Berlin, bei Nauk. 1834.

Dem Unternehmen, die Erinnerung an die originellen deutschen Schauspiele des 16ten und 17ten Jahrhunderts wieder anzufrischen, können wir nicht anders als unsern vollen Beifall spenden, und mit uns wird dieß Jeder thun, der für die Ursprünglichkeit des Wises, für die poetische Naivetät der Erfindungen eines Sachs, Fischart, Gryphius und anderer seltener Geister einigen Sinn behauptet hat. Dieß an sich löbliche Unternehmen wird hier auf das glücklichste durch die Bearbeitung des „Floretto“, Lustspiels in fünf Aufzügen von Joh. Fischart, eingeführt, und hiermit ihm die sicherste und beste Empfehlung gegeben. Es ist nicht möglich, dieß trefflich erfundene Stück ohne Vergnügen zu lesen; sich an dem kernhaften Wize Pickelharing's, der mit dem Strick um den Hals an den launigsten Einfällen unerschöpflich ist, nicht zu erfreuen, ist unmöglich. Daneben nun die graziose Geschichte Clarissens und Rodomann's, die ergötliche Einfalt Ephialtes und Dromo's und die keusche, ächtdeutsche Zeichnung Floretto's, mit seiner unbesiegbaren Dienertreue und Schüchternheit gegen die Alles gestattende Geliebte, mit einem Wort, dieß so ächt deutsche Kunstgemälde, das in anderer Beziehung doch wieder so deutlich den vermittelnden Zu-

sammenhang zwischen Terenz und Shakspeare, zwischen dem antiken und dem modernen Lustspiel klar macht, muß uns in kunsthistorischer, wie in ästhetischer Beziehung kostbar erscheinen. In der That vertritt es in ersterm Betracht die Stelle eines ganzen Compendiums. In *Dromio's* und *Ephialtes* erkennen wir die Sklaven des *Plautus* und *Terenz*; im *Floretto* die Gestalten, welche der große *Britte* poetisch ausstattete und erhob; und im *Pilkelhäring* ist der deutsche *Witz* verkörpert; das übrige Gerüst aber gehört der italienischen und spanischen Bühne an. Von jenem deutschen *Witze* gäben wir gern eine größere Probe, wenn es der Raum gestattete; es ist der *Witz*, der in der Auffindung entfernter Ähnlichkeiten seinen Ruhm sucht, derjenige also, der nach *Kant's* Definition allein den Namen des *Witzes* verdient. Das muß genug seyn.

Studentenbilder oder Deutschlands Arminen und Germanen in den J. 1830 bis 1833. Von P. Forsch. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1835.

Wir nahmen dieß Buch mit der Hoffnung zur Hand, darin endlich einmal eine recht ergötzliche Satyre gegen die so gänzlich undeutschen „*Deutschlinge*“ von 1830—1833 anzutreffen; der Titel schien uns eine solche Erwartung herauszufodern und die Ueberzeugung, daß gewissen Dingen gar nicht anders als durch *Perisylage* beizukommen sey, gab uns und steigerte in uns die Hoffnung. Inzwischen haben wir uns getäuscht, und wenn der Verf. auch einigen Anlauf zur Satyre nimmt, so ist er dieser Waffe doch nicht mächtig, und ein ziemlich trockener und wunderfeligter Ernst stumpft auch die wenigen, wirklich effektvollen Pfeile und Stiche, die er führt, wieder zum Trivialen ab. Selbst mit dem alten Spruch: „*In magnis voluisse sat est!*“ können wir den Verf. nicht einmal trösten; denn allerdings ist die ganze Sache so klein, so ganz gering, daß sie eben gar keine andere Behandlung, als die parodistische zuläßt. *Börne* und *Consorten* ernsthaft widerlegen zu wollen, ist darum der Scheitelpunkt des Lächerlichen, weil es diesen Leuten eben gar nicht um eine ernst gewonnene Ueberzeugung zu thun ist; der Verf. aber ist viel zu sehr selbst noch in studentischen Ideen befangen, als daß auf dem Wege wissenschaftlichen Hin- und Wiederredens von ihm irgend ein respectables Ziel erreicht werden könnte. Nichts destoweniger hat er über seinen Gegenstand gedacht — und selbst mehr, als wir im

Gingange zu vermuthen angeleitet werden — seine Ansichten sind zum Theil gesund und achtbar und manches einzelne *Raisonnement* gelingt ihm nicht übel. Was wir besonders an ihm schätzen müssen, ist der Eifer, den er auf die mannigfache Commentirung eines weisen Axioms verwendet, das unserer Zeit nicht oft, nicht laut, nicht dringend genug wiederholt werden kann, des Axioms: „Habe immer das Ganze und Höchste im Auge, erfasse Alles in Bezug auf dieses; thue und strebe aber zunächst nach dem Nächsten, nach dem Möglichen.“ Wenn wir nicht irren, so ist *Goethe*, der viel angefochtene *Goethe*, der Entdecker dieses weisesten Behrsatzes, den unsere Zeit aufgestellt hat, und in dem so viel Räthsel der moralischen Verpflichtung sich rein und klar auflösen. „Denke an das Ganze und handle für das Nächste!“ dieser Kernspruch lebendiger Weisheit ist ein schönes Geschenk, das wir dem großen Geiste *Goethe* verdanken. Es ist damit, wie mit dem Ei des *Columbus*. Der Gedanke liegt auf der Hand; Jeder von uns hätte ihn entdecken und aussprechen können; und dennoch — wie viel Theorien sind, ehe er ausgesprochen wurde, aufgebaut worden, um die Complieität moralischer Verpflichtungen und ihre anscheinenden Widersprüche zu entwirren, die sich durch die Anwendung dieses Satzes einfach und leicht lösen und entwirren? Soll uns das Heil des Vaterlandes gleichgültig seyn? — Nein! — Sollen wir ungerufen daran mitzuwirken streben? — Eben so: nein! — Wie nun? Wir dürfen bei den kleinsten unserer Thaten, ja wir sollen an das Heil des Ganzen denken; aber die That soll nur auf die Uebung einer nächstliegenden Pflicht gerichtet seyn. Das ist die Lösung der Frage, wie *Goethe* sie gab. Und wahrlich — sie ist eine weise! —

Was nun das der Erfindung angehörende Element in diesem Buche betrifft, so entbehrt es desjenigen Adels, den wir keinem poetischen Werke erlassen können. Indessen waltet doch eine tüchtige poetische Gerechtigkeit darin, aus der wir Beispiele für die Tugend, wie für die Verirrung abnehmen können. *Willmann* wird ein glücklicher Pfarrer, *Ruppert* entkommt nach Amerika, *Frauenberg* büßt im Gefängniß und *Mendel* hat den Tod gefunden; alles dieß nach Verdienst und nach einer löblichen Gradation. Wir lieben die Gerechtigkeit auch in der Poesie, und so mag dieß Buch mit dem Lobe eines „gerechten“ hingehen; wir aber danken, wie *Willmann*, der Vorsehung, daß es den „Verkehrten Verkehrern in Frankfurt“ nicht gelungen ist, den Abgrund für andere, als für sich selbst zu öffnen. —

Novellen vom Verfasser einer Alltagsgeschichte. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. Leipzig, bei Kummer. 1835.

Wenn wir auch im Ganzen genommen der Meinung sind, daß das Novellenfeld in Deutschland hinlänglich fruchtbar sey, um der fremden novellistischen Einfuhr entrathen zu können, so gestatten wir doch gern eine Ausnahme für so tüchtige und originelle Erfindungen als die vorliegenden sind. Die hier mitgetheilten Novellen sind in der That Musterstücke in ihrer Gattung, gegen welche, wir sind überzeugt, der niebefriedigte Dieb selber kaum etwas auszusetzen haben möchte. Sie gehören mehr oder minder der symbolischen Gattung an, und zeigen sich durch Gedanken und Form so bedeutend und charaktervoll, daß wir ihnen eben nur die anerkanntesten Meisterwerke in unserer Literatur in dieser Gattung an die Seite zu setzen wissen. Man fand sie theilweise in einer Kopenhagener Zeitschrift, in der „flyvende Post“, abgedruckt, deren Redacteur, Heiberg, ihre spätere Herausgabe besorgte. Der Verfasser ist unbekannt, wenn man nicht eben J. L. Heiberg selbst dafür halten will. Das dänische Publikum hat sie mit solcher Gunst ergriffen, daß bereits eine zweite Auflage davon erschienen ist, nach welcher der Uebersetzer gearbeitet hat, und die er mit das Lokale erläuternden Anmerkungen begleitet.

Unter diesen trefflichen, acht poetischen Arbeiten eine Auswahl zu treffen und eine der anderen vorzuordnen, ist in Wahrheit schwer, da sie alle gleiches Kunstverständnis, gleiche Tiefe der Anschauung, der Empfindung, gleiche Reinheit des Geschmacks und gleich schöne Fülle des Ausdruckes zeigen. Dennoch hat uns der poetische Gehalt in der Erzählung: „Der magische Schlüssel“, am überwiegendsten, und die Kunst der Darstellung, die wir gerade hin eine „Göthe'sche“ nennen möchten, ihren schönsten Triumph zu feiern geschienen. Diese Erzählung ist durchaus klassisch. Wahrheit und Dichtung, Poesie und Leben, Symbolik und Wirklichkeit umarmen sich hier auf's innerlichste, so daß sich die Grenzlinien zwischen beiden völlig verwischen, und daß wir uns in eine Welt versetzt fühlen, die, so angesehen, eine ideale, und wiederum anders angesehen, ganz die wirkliche ist. Wir halten dies für

den Triumph der novellistischen Kunst. Der poetische Gehalt dieser Novelle scheint uns von höchster Bedeutung zu seyn: er ist die Lehre, daß wir, wie wir da sind im Leben, weder der übersinnlichen, noch der sinnlichen Liebe entrathen können, und daß der Versuch, in einer von beiden allein Genüge finden zu wollen, zur Verzweiflung führt. Das Beispiel Rudolph's, des Finders des magischen Schlüssels, lehrt uns dies. Er liebt seine Schwester mit übersinnlicher, Anna, dieß seltsame Wesen, von dem wir so lange in Zweifel bleiben, ob sie eine Fee oder ein Mädchen von Fleisch und Bein ist, mit sinnlicher Liebe: beides unglücklich, bis sich Alles in der Entdeckung löst, daß Pauline nicht seine Schwester sey, welche Entdeckung die Schmelzung der beiden Empfindungsweisen bewirkt. Die Schlußmoral aber spricht sich in dem Sage aus, daß keine Psyche in den Himmel komme als eben durch die Unterwelt, und daß der „magische“ Schlüssel zum Glück die „besiegte“ Leidenschaft sey.

Die Kunst, mit welcher der Verf. nun hier Wirklichkeit und Uebernatürlichkeit zu paaren und uns im Zweifel zu halten weiß, welches von beiden wir vor uns sehen, ist von Niemand, am wenigsten von Hoffmann übertroffen.

Die anderen Erzählungen dieses Bandes: „Eine Alltagsgeschichte“, „Traum und Wirklichkeit“, und „König Hirsch“, tragen alle denselben Charakter zarter Symbolik, poetischer Erfindung und musterhafter Gestaltung an sich. Nur die letzte geht ganz in's Märchen über und läßt nur noch einen geringen Schimmer von Wirklichkeit zurück. Alle sind erfreulich und anziehend und alle erregen ein lebhaftes Verlangen nach einer Fortsetzung dieser geschmackvollen, poesiereichen Dichtungen, die wir kaum mit ursprünglich deutschen Arbeiten eines Dichters zu vergleichen wüßten, während sie in einzelnen Zügen gleichzeitig an den Phantastus, an Apel, an Achim v. Arnim und Hoffmann erinnern. Auch in Sprache und Ausdruck ausgezeichnet, bieten sie einen schönen und seltenen Bilderreichtum dar. So ist z. B. die Erscheinung Anna's im Theater mit glühenden und überraschenden Farben gemalt, und ein Zug wie dieser: „Ihre blendend weiße Stirn und ihr Hals schienen die Stelle zu erleuchten, wo sie saß“ — verkündet unverkennbar den Dichter im Besitz von neuen, unverbrauchten Farben. —